



**MARCHIVUM**

MANNHEIMS ARCHIV  
HAUS DER STADTGESCHICHTE  
UND ERINNERUNG



## **MARCHIVUM Druckschriften digital**

### **Hakenkreuzbanner. 1931-1945 13 (1943)**

162 (13.6.1943) Hauptausgabe

[urn:nbn:de:bsz:mh40-308066](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-308066)

# HAKENKREUZBANNER

Verlag und Schriftleitung: Mannheim, R. 3, 14/15 - Fernruf-Sammel-Nr. Mannheim 354 21 - Berliner  
Schriftleitung: Berlin W 20, Mohlenstraße 8, Fernruf Berlin 27378. - Erscheinungsweise: 7mal  
wöchentlich als Hagenkreuz. - Hauptverbreitungsgebiet: Groß-Mannheim und Nordbaden



Bezugspreis: Preis Band 2.- Reichsmark einschließlich Trägerlohn; bei Postbezug 1.70 Reichsmark (einschließlich  
21 Reichspennig Postzustandgebühren) zuzüglich 43 Reichspennig Bestellgeld. - Anzeigenpreise laut jeweils  
gültiger Anzeigenpreise; zur Zeit ist Liste Nr. 13 gültig. - Zahlungs- und Erfüllungsort: Mannheim

HAUPTAUSGABE MANNHEIM - 12. JAHRGANG - NUMMER 162 SONNTAG, DEN 12. JUNI 1943 - EINZELVERKAUFSPREIS 10 RPE

## 61 Terrorbomber abgeschossen

### Unzufriedenheit im Feindlager über das Tempo der angekündigten Aktionen

#### Bumerang Nervenkrieg

Stockholm, 12. Juni. (Eig. Dienst)

Die gesamte Kriegslage, wie sie sich für die plutokratisch-sowjetische Liga darstellt, wird der feindlichen Presse und den vorliegenden neutralen Stimmungsberichten zufolge von einer anhaltenden doppelten Unsicherheit bestimmt. Man fragt sich erstens, wo eigene Operationen neu einsetzen könnten, zweitens wo Gegenschläge der Achsenmächte zu erwarten seien. Nachdem bereits der erste, örtlich eng begrenzte Kampfabschnitt im Mittelmeer nach dem Abschluß der Kämpfe in Nordafrika einen vollen Monat benötigt hat, sind Ungeduld und Unrast weiter Kreise der englischen Öffentlichkeit größer denn je. Die amtliche Agitation tut alles, um dieser Stimmung durch gewaltige Geräuschkulissen entgegen zu wirken und das äußerst begrenzte Ergebnis dieses Monats als einen Riesenerfolg hinzustellen. Aber die neun Monate, die Churchill in Casablanca für die Besiegung Europas als notwendig bezeichnete, sind bald verflossen und die Anglo-Amerikaner stehen eigentlich nach diesem enormen Zeit- und Kräfteverlust erst da, wo sie eigentlich bereits bis Ende des Vorjahres sein wollten. Selbst Männer wie Churchill und Knox haben sich veranlaßt gesehen, vorsichtshalber einige Dämpfer auf den Überschwang von manchen heimischen Kreisen zu legen und anzudeuten, wie gering alle bisherigen Fortschritte in Wirklichkeit seien, und daß alle wahrhaft schweren Aufgaben vorläufig ungelöst vor den Alliierten ständen. Der ganze Nervenkrieg hat, wie selbst neutrale Beobachter feststellen, zum größten Teil gegen die Erreger zurückgeschlagen, weil er enorme Erwartungen erweckte, die in diesem Ausmaß so gut wie vollständig ungelöst geblieben sind.

Jede Art von Initiative müßt, ganz und gar nicht. Um in diesem Dunkel hineinzuweisen und den Versuch der Demoralisierung und Terrorisierung der europäischen Zivilbevölkerung fortzusetzen, sind die englisch-amerikanischen Luftstreitkräfte zu einer neuen Offensive angesetzt worden. Die vorher eingetretene gewisse Bombenpause in Westeuropa hatte in England und USA allerlei Mutmaßungen über die Gründe wachgerufen, denen von dortiger amtlicher Seite wieder mit irreführenden Parolen begegnet wurde. Der USA-Luftwaffenbefehlshaber in England, Generalmajor Haker, hat immerhin bei dieser Gelegenheit mit überraschender Offenheit zugegeben, daß die eigene Bombenflieger bereits bei den Angriffen auf das Ruhrgebiet bedeutende Verluste erlitten habe.

in ernährungspolitischer Hinsicht, als recht ernst geschickt haben. Aber die Bolschewisten sind mit Terrorbombardements noch nicht zufrieden, sondern mahnen die angelsächsischen Verbündeten dringender denn je zu weitergehenden Abenteuern. Hier, in dem verständlichen Zögern vor einem eventuellen Sprung in Dunkel, der bestimmt mit furchtbaren Verlusten verbunden sein würde, liegt wohl der Hauptgrund für die merkwürdige gemischte Stimmung in der anglo-amerikanischen Öffentlichkeit, die auch von der lärmenden eigenen Agitation nicht über die Zweifel hinweggetragen wird. Bezeichnend ist die unlustige Stimmung an der Londoner und New Yorker Börse, wo trotz der großen äußeren Kriegsspannungen innen- und sozialpolitische Sorgen, Steuern und Befürchtungen vor einem schlechten USA-Ernteausschlag bestehen. Das Landwirtschaftsministerium hat mitgeteilt, daß die Ernteaussichten in den USA die schlechtesten seit drei Jahren seien, so daß mit einer Wiederkehr der vorjährigen Rekordernte keinesfalls gerechnet werden könne, ganz zu schweigen von der eigentlich angestrebten Erhöhung des Ertrages. Auch die USA-Gewerkschaften machen hartnäckig von sich reden. Diese wirtschaftlichen und sozialen Sorgen verbinden sich mit den erwähnten militärischen Ungewissheitsmomenten und diverser Sonderprobleme, beispielsweise dem heimlich weiter glimmenden Streit de Gaulle-Giraud, und lassen das Geschrei der gemerischen Agitation recht problematisch erscheinen.

## Der Führer ehrt tapfere Nahkämpfer

### Neue Auszeichnungen für höchsten mannhaften Einsatz

Berlin, 12. Juni.

Als sichtbares Zeichen der Anerkennung des mit der blanken Waffe und Nahkampfmitteln Mann gegen Mann kämpfenden Soldaten, zugleich aber auch als Ansporn zu höchster Pflichterfüllung, stiftete der Führer am 25. November 1942 die Nahkampfpange. Mit dieser Auszeichnung wird vor allem der deutsche Infanterist für höchsten mannhaften Einsatz belohnt. Sie kann aber jedem Soldaten der deutschen Wehrmacht verliehen werden, der die Bedingungen für ihre Verleihung erfüllt. Voraussetzung für Verleihung der Nahkampfpange ist, daß der Soldat ungeschützt und zu Fuß sich vielfach im Nahkampf gegen einen Mann mit der Waffe in der Hand bewährt hat. Die Verleihung erfolgt in drei Stufen. Die erste Stufe in Bronze wird für 15 Nahkampftage, die zweite Stufe in Silber für 30 Nahkampftage und die dritte Stufe in Gold für 50 Nahkampftage verliehen. Die Nahkampftage werden rückwirkend ab 1. 12. 1942 gerechnet. Die Nahkampfpange wird auf der linken Brust über der Ordensschnalle getragen

und zeigt in der Mitte auf schwarzem Grund das Hoheitszeichen mit den gekreuzten Waffen, Seitengewehr und Handgranate, als Symbol des Nahkampfes. Vom Mittelstück der Spange gehen Strahlenbündel mit Ebenenabbildern nach beiden Seiten, die die Bewährung und den Ruhm versinnbildlichen.

#### Pantelleria

### mußte Widerstand aufgeben

Rom, 12. Juni.

Der italienische Wehrmachtsbericht vom Samstag hat folgenden Wortlaut: Infolge von Massenangriffen aus der Luft und von See aus, die an Stärke und Heftigkeit bisher nicht ihresgleichen hatten, sah sich die Insel Pantelleria, deren Wasserbestände für die Zivilbevölkerung erschöpft waren, gestern gezwungen, den Widerstand einzustellen. Der Gegner richtete erneute und verstärkte Angriffe von der Luft und von See aus gegen die kleine Besatzung von La Mepusa, die die Aufforderung zur Übergabe ablehnte und heldenhaften Widerstand leistet.

Um so stärker wird das Denken im feindlichen Lager beherrscht von der Frage, was für Gegenaktionen und Überraschungen die Achse bereithalten könnte. Man traut der strategisch abwartenden Haltung Deutschlands und der deutschen Verbündeten in ihrer starken Position, die nicht nur jede Defensive, sondern

#### 61 Feindbomber vernichtet

Berlin, 12. Juni.

Die im Wehrmachtsbericht vom 12. 6. angegebenen Verluste von 54 Flugzeugen, die die britische und nordamerikanische Luftwaffe bei ihrem Angriff auf das Reichsgebiet am 11. 6. und in der Nacht zum 12. 6. erlitt, haben sich nach neueren Meldungen auf 61 feindliche Bomber erhöht. Ferner wurden zahlreiche feindliche Maschinen durch das Feuer der deutschen Abwehr so schwer beschädigt, daß auch von ihnen ein erheblicher Teil den englischen Heimatorten nicht mehr erreicht haben dürfte.

## Auflebende Kampftätigkeit an der gesamten Ostfront

### Starke feindliche Verluste im Raum Orel / Erfolgreiche Vorstöße in den Kuban-Brückenkopf

Berlin, 12. Juni.

An der Ostfront war die Kampftätigkeit am Freitag wesentlich lebhafter als an den Vortagen. Besonders im Raum Orel wurde hart gekämpft. Die Bolschewisten tasteten hier unsere Stellungen durch mehrere Vorstöße ab, holten sich aber überall blutige Köpfe. Südöstlich Orel gingen die Sowjets nach Verschuß von etwa 4000 Granaten unter gleichzeitigen Einsatz von Schlachtfliegern in 6 Kilometer Breite vor. Sie wurden aber im sofortigen Gegenstoß zurückgeworfen. Rund 300 gefallene Bolschewisten blieben auf dem Kampffeld liegen. Zahlreiche Gefangene und Waffen fielen in unsere Hand. Gleichzeitig trat nordöstlich Orel ein feindliches Regiment, ebenfalls nach starker Feuerbereinigung und mit Fliegerunterstützung, zum Angriff an. Auch dieser Vorstoß scheiterte am Widerstand unserer Grenadiere. Gegen Mittag wiederholten die Sowjets ihre Angriffe.

Während in dem genommenen Stellungsbereich Kampfanlagen und größere Munitionsvorräte. Ein sowjetischer Schützenzug versuchte unseren Grenadiere den Rückweg zu verlegen, kam damit aber zu spät, so daß der erfolgreiche Stoßtrupp nach Erfüllung seines Auftrags mit Gefangenen und erbeuteten Waffen in die Ausgangsstellungen zurückkehren konnte. Auch an der Kuban-Front lebte die Kampftätigkeit wieder auf. Im Lagunengebiet am Asowschen Meer stießen unsere Truppen am Poljokoff-See in aufmarschierende Bolschewisten hinein. Vergeblich versuchte der Feind, durch zwei Gegenstöße das weitere Vordringen der Grenadiere zu verhindern. Er wurde gezwungen, sich weiter nach Norden abzusetzen. Weiter östlich schützten drei unter Nebel- und Artillerie-

schutz geführte bolschewistische Vorstöße in Stärke von je etwa 200 Mann im Abwehrfeuer. Sturzkampf- und Schlachtflugzeuge bombardierten bei Temruk feindliche Landungsboote, ferner Batterien im Krymkaja-Abchnitt und Küstenfahrzeuge auf dem Schwarzen Meer südöstlich Noworossisk mit guter Wirkung. An den übrigen Abschnitten der Südfont entwickelten sich nur unbedeutende Kämpfe. Am Miass suchten die Bolschewisten durch zwei Überfälle, die von unseren Truppen in den letzten Tagen vorverlegte Hauptkampflinie zurückzudrücken. Die Angriffe blieben aber ohne jeden Erfolg. Am mittleren Donez kam es nur zu bellersseitigem lebhaftem Artilleriefeuer, wobei unsere Batterien nördlich Lissitschansk eine neugebaute Donezbrücke zerstörten.

## Heldenhafte Besetzung von Pantelleria

### Widerstand gegen einen weit überlegenen Feind bis zum Letzten

Rom, 12. Juni. (Eig. Dienst)

Die Meldung von der Einstellung des Widerstandes auf Pantelleria, die vom heutigen italienischen Wehrmachtsbericht bekanntgegeben wurde, kam nach den Meldungen der letzten Tage über den ungeheuerlichen Material- und Kampfmittelersatz des Feindes nicht mehr überraschend. Trotzdem schmerzt der Verlust dieser vorgeschobenen italienischen Inselstellung, die schon in früheren Jahrhunderten so oft vom Ansturm feindlicher Kräfte umbrandet und auch überspült wurde, aber immer wieder zu ihrem europäischen Vaterland zurückfand, das gesamte italienische Volk schwer, doch aber bildet die Heldenhafte des italienischen Widerstandes auch einen Trost. Der Kampf um Pantelleria, der über einen Monat währte und bei dem der Gegner, wie er dies durch den Londoner Nachrichtenendienst verbreiten ließ, während der letzten 13 Tage die gesamte im Mittelmeerraum

verfügbare Luftwaffe einsetzte, zeigt, wie schwer, ja wie unmöglich es für die Briten und Amerikaner ist, wirkliche Erfolge gegen die Achse zu erreichen. Nur dort, wo diese wegen der durch äußere Begleitumstände bedingten ungewöhnlichen Ungunst von vornherein dem Ansturm des Feindes mit gänzlich unzureichenden Mitteln sich entgegenstemmen müssen, kann den Feinden ein zweifelhafter Erfolg zu fallen. Dies aber gilt für die Stellung der heldenhaften Besetzung von Pantelleria. Über einer Fläche von etwa 80 Quadratkilometer wurden im Laufe der Kämpfe allein in den letzten Tagen etwa 15 000 bis 17 000 Tonnen Bomben abgeworfen, 2000 Tonnen allein am 10. Juni. Wenn es daher jemand gibt, der auf den pausenlos geführten Kampf um Pantelleria stolz sein kann, dann sind dies die italienischen Truppen, die in diesen letzten Tagen einer erdrückenden Überlegenheit gegenüber Widerstand leisteten, solange ein Widerstand menschlich möglich war,

## Unsere seelische Rüstung

Mannheim, 13. Juni.

Wenn sonst an Feiertagen der Leser Abstand sucht von den Ereignissen, deren Zahl und Wucht ihn in all den vorausgegangenen Wochen bedrängten, so ist das diesmal anders. Die Zeit scheint, gemessen an den Schlachten von 1940, 1941 oder 1942, fast ereignislos. Er denkt also nicht so sehr über die Tatsachen, sondern die Pause an Tatsachen nach, die zu seiner Überraschung immer noch anhält, und er fragt sich, wie lange noch der Krieg in dieser Weise sozusagen auf der Stelle tritt. Oder sollten die soeben in den Wehrmachtsberichten der Achsenmächte verzeichneten Feindhandlungen bei Pantelleria, Orel, über Düsseldorf, Cuxhaven, Wilhelmshaven, neue Tatsachenreihen anzeigen? So fragt der Leser dann schließlich nach Tatsachenreihen, die von unserer Tat und unserer Initiative ausgehen sollen. Darauf ist zu antworten:

Südpazifikkampfraum, sind irgendwelche Großaktionen sichtbar. Es sei denn Transporte und Bereitstellungen. Die japanische Offensive in Zentralchina ist Ende Mai verëbht und Tschungking hat eine Schnaupause. Indien, Australien wähten sich einer japanischen Invasion nie fern, als sie es heute tun.

Kein Wunder, daß sich zuletzt wie in einer Brennlampe die Blicke der Welt auf zwei Vorfeldinseln sammelten, deren Kleinheit zu der Größe dieses Krieges und dem Format der Ereignisse, die man in diesem der Entscheidung doch schon viel näher liegenden Kriegsjahr erwartet, in einem grotesken Verhältnis steht. Einmal war es im Nordpazifik die Alüteneinsel Attu, die mit vielfacher Überlegenheit die Amerikaner zurückgewannen. Bis auf den letzten Mann verteidigten sich die Söhne des Tenno. Zum anderen war es Pantelleria, das italienische Mittelmeerinsel in der Straße von Sizilien. Auch hier erdrückte die Materialüberlegenheit des Gegners, der am Schlußtag 1900 Flugzeuge gegen die Liliputinsel aufbot, den tapferen Widerstand.

Attu war als Offensivstützpunkt gegen Nordamerika gedacht, Pantelleria als Brückenkopf nach Afrika. Sind nun die Richtungsschilder vertauscht, muß man über Attu die Orientierungstafel sehen: „Nach Japan“, und über Pantelleria „Nach Italien“? Sind die Dreierpakette in die Defensive gedrängt? Abwarten, heißt die Antwort. Der Schein spricht gewiß dafür. Dieser Schein verrät aber nicht, welcher strategische Gesamtplan, welche Zeiteinteilung und welches erstrebte Zielgeheim neuer Aktionen das Dreierpakettchen ihre zuletzt an den Tag gelegte Zurückhaltung erlaubt, wenn nicht befehlt.

So bleibt denn zu sagen: Wie lange noch die Achsenmächte Gewehr bei Fuß verharren und den Feind, der sich durch Offensivversprechungen festgelegt hat, anbränden lassen, bis die Flut an der Küste abgewehrt wieder zurückrollt, das steht dahin. Es liegt kein zwingendes Motiv für sie vor, die Entscheidung mit Schnelligkeit zu suchen. Das wurde ja auch von Speer und Goebbels und Sauckel und Funk in ihren jüngsten Darlegungen über die Vervielfachung der deutschen Rüstungsproduktion dokumentiert, in denen das Arbeitspotential des Kontinents enddruckvoll gegen das des Gegners gestellt wurde.

Es ist bei uns im Lande ja auch nicht so, wie es nach einer unaufhörlichen Kette von Niederlagen bei England, Nordamerika und der Sowjetunion war, daß die Führung von der Bevölkerung, der öffentlichen Meinung und den verbündeten Ländern zu einer Offensive gedrängt würde. Im Gegenteil. Wir wissen in Europa, daß wir jetzt erst allmählich in den Vorteil des binneneuropäischen Erfahrung-, Rohstoff- und Arbeitskraftsaustausches hineinkommen, und daß also nicht allein der Gegner es ist, der die Chance hat, mit der Zeit stärker zu werden.

Mit solchem Wissen sind wir seelisch bereit, auch ohne militärische Sensationen und Initiativen von unserer Seite die nächsten Monate durchzustehen, wenn das unsere Führung für das Zweckmäßigste halten sollte. Tritt auch im Augenblick die Höhe des von uns erarbeiteten Kriegspotentials nicht ins volle Licht großer Schlachten, ja scheint sogar manches dagegen zu sprechen, so können wir geduldig des reifen Augenblicks harren, in dem es, und dann mit voller Wucht, in die Waagschale der Entscheidung

## Der vielzitierte Reichsmarschall

In einer Woche beginnt mit dem längsten Tag des Jahres der Sommer 1943. In allen bisherigen Kriegsjahren war dies eine Zeit offensiver deutscher Kriegführung. Im Sommer 1940 gewannen unsere Truppen in diesen Tagen ihre Stellungen an der Atlantikküste. 1941 begann am Mittsommer der Angriff gegen die entlang der deutschen Ostgrenze bereitgestellten Stoßarmen der jüdisch-bolschewistischen Weltrevolution. 1942 vollzog sich im Süden der Ostfront der Umschwung aus der Abwehr der bolschewistischen Offensive zum deutschen Großangriff in Richtung Kaukasus und Wolga. Was wird jetzt erfolgen? Das ist die Frage, die uns alle in Spannung hält. Es wäre unnatürlich, wenn sie nicht gestellt würde. Aber es wäre schädlich, wenn sie vom deutschen Volk so gestellt würde, daß sich daraus auch nur der geringste psychologische Druck auf die Entschlüsse der deutschen Führung ergäbe.

Man braucht nur einen Blick in gewisse „neutrale“ Blätter zu werfen, die im Dienst der feindlichen Agitation stehen, um zu erkennen, wer an solch falschem Zungenschlag der Fragestellung interessiert wäre und daraus Kapital schlägt. Wenn da Juden und Freimaurer seit einigen Wochen im Chor die Frühjahrsrede des Reichsmarschalls zitieren, mit 'r er - „wenn die Sonne wieder höher steht“ - neue deutsche Erfolge angekündigt hat; wenn sie, die damals die Rede Hermann Görings totgeschwiegen haben, heute unablässig uns mit höhnischem Unterton fragen, wo nun die neue deutsche Offensive bleibe, dann ist die Absicht unverkennbar, das deutsche Volk nervös und den baldigen Start einer großen deutschen Angriffsoperation zu einer Preisfrage für uns zu machen.

Mit diesem durchsichtigen Manöver des agitatorischen Nervenkrieges Hand in Hand geht, ebenfalls seit Wochen, das zweite: die Ankündigung des „unmittelbar bevorstehenden“ Großangriffes der Anglo-Amerikaner gegen alle Küsten Europas durch die größte Flottenoperation der Geschichte. Was da Einzelheiten über die organisatorischen Vorbereitungen des „Knockout-Schlages gegen die Achse“ seit Mitte Mai - selbstverständlich immer unter „letzte Meldungen“ (in letzter Minute vor Redaktionsschluß) - veröffentlicht wurde, hat uns das Gruseln bringen sollen, noch bevor der erste Yankee ans Land unseres Erdteiles gestiegen ist. Diese Absicht mißlingt. Die deutschen Zeitungen haben diese Großsprecherien schweigend in einer Mappe abgehört, in sicherer Erwartung, sie in Balde der rauen Wirklichkeit des tatsächlichen Ablaufes einer solchen Operation gegenüberstellen zu können. Die Mappe ist inzwischen dick und dicker geworden. Die einzige militärische Realität, die seither zu verzeichnen ist, besagt: Für Pantelleria mit etwa zehntausend Mann italienischer Garnison waren tausend englische und amerikanische Bomber und Jäger erforderlich. Europa wartet. Wer dieses Warten mit Untätigkeit verwechseln möchte, mag es tun. Die deutsche Führung hat bisher alle Termine für ihre Operationen nur nach Gesichtspunkten nüchternen militärischer Zweckmäßigkeit festgesetzt. Nichts spricht dafür, daß sie in Zukunft von dieser bewährten Methode abweichen wird. Am wenigsten die bisherige Vertagung der „Europa-Invasion“, die wohl nicht zufällig mit dem merkwürdigen Drängen unserer westlichen Gegner nach einer möglichst starken Bindung Deutschlands durch eine neue Offensive im Osten zusammenfällt. Es gibt im Kriege nicht nur eine Freiheit zur Initiative; sondern zuweilen auch einen Zwang dazu. In der Schweiz hat jedenfalls seihen ein Redaktionsstrategie in jüdischen Diensten schon die Frage aufgeworfen, ob Hermann Göring mit seiner Ankündigung vom Frühjahr nicht eine Kriegslüge gebraucht habe. Wir haben nach Lage der Dinge keinen Grund, diese neugierige Frage zu beantworten. f.c.



### Plingsbrunnen

Ich weiß ein Dorf im deutschen Land, das Pfingsten seinen Brunnen schmückt, ihn unter Blüten, buntem Band und Reisern fast dem Blick entrückt. Einmal, sagen Alle, kam der Feind, durch ihn verpöfzt rann der Quell, doch bald, dem frohen Fest vereint, floß er gesundet silberhell.

Und wenn sich heut im Morgenchein der Brunnen reich verziert verschenkt, so will im Dorf kein Leben sein, das nicht den Schritt zur Quelle lenkt. Blank rauscht aus freuem Heimatgrund die frische Laube ohne Rest, und seine Bänder winken bunt: Komm, Wanderer, sei auch du mein Gast!

Max Buttrich

### Nächtliche Vision in Reims

Erinnerung an den Vormarsch im Westen

Es war an einem klaren Junivertag, als wir in Reims einfuhren. Die Stadt lag in der Senke weitgeschwungener Hügel. Ruhig erhob sich aus ihrer Mitte die Kathedrale. Der blaue Himmel der Champagne wühlte sich hoch und hell darüber, eine beinahe heitere Schwermut lag über der Landschaft, die sich gleichsam selber feierte im ständigen Auf und Ab ihrer endlichen Felder, ihrer langen sich sanft in der sommerblauen Ferne überschneidenden Hügel und ihrer baumumsäumten Straßen, die sich alle in der Stadt verabschieden zu haben schienen, denn sie liefen, nach mannigfachen Windungen plötzlich nur noch geradeaus, ihrem einzigen Ziele zu, welches sie ohne Verzug zu erreichen trachteten.

Wir fuhren und fuhren, aber wir sahen nicht das bessere Bild gemächlich prominierender Menschen, nicht das geschäftige edler Passanten, wir sahen kein spielendes Kind, kein Gefährt, kein Tier und keinen Menschen. Wo waren sie? Waren sie alle geflohen? Eine ganze Stadt, aufgeföhren mit Kind und Kegel, mit Stützlingen, mit Siechen, Lahmen, Alten, mit allem lebenden Inventar? Unheimlicher Gedanke, daß hinter diesen unversehrten Häuserfronten kein Leben war.

Wir fuhren langsam durch die Straßen, deren eine Hälfte im hellsten Licht der untergehenden Sonne lag, während der anderen Teil schon die tiefen Schatten der kommenden Nacht deckte. Es war, als würden die Häuserfronten allmählich zu Kullissen, die an uns herantraten und wieder zurückwichen. Denkmäler tauchten auf, stellten sich plastisch und ruhig dar und sanken zurück ins große Schweigen. Da endlich sahen wir zwei deutsche Soldaten über eine Gasse gehen. Ihre Tritte hallten von den Häusern wider und ihr Gespräch klang laut und merkwürdig verstärkt in der allgemeinen Stille. Von ihnen erfuhren wir Straße und Quartier unseres Vorkommandos.

Es war ein schönes modernes Haus, in dem sich die Unsrigen niedergelassen hatten. Es lag neben einem großen Eckgebäude am Platz der Kathedrale. Unsere Leute empfingen uns lachend und zogen uns sogleich in das Haus. Ein Kamerad zeigte uns unser Quartier. Er klopfte eine kleine Pforte in der Mauer auf, wir durchschritten einen stillen Garten mit blühenden Rosenbeeten und großen dunklen Bäumen und gelangten in ein Haus mit langen hallenden Gängen. Es war dies das Nachbarhaus, das eine aufgelassene Privatklinik darstellte, deren Räumung den Eindruck einer überstürzten Hast machte. Wir suchten uns in der oberen Etage je ein Zimmer aus.

Es war tiefe Mitternacht, als wir auseinandergingen. Das einsame Haus hallte wider unter dem Lärm der Gehenden, die ihre Zimmer aufsuchten, bis mit dem letzten Türknall endlich die Ruhe einzog.

## Bruno Brehm: An einem Abend in Griechenland

„Eisenerne Zeiten“, sagte der Major, „erfordern eiserner Männer.“ Auf meine Frage, ob man trotzdem hin und wieder lächeln dürfe, erwiderte der Major: „Nur auf Ihre eigene Verantwortung.“

Wir wollen es verantworten. Es war am Abend vor dem Angriff auf die Thermopylen. Unter uns lag die vom goldenen Anhauch des frühen südlichen Sommers vergoldete Ebene. Im Osten schimmerte mild das Meer auf, das wir hier zum ersten Male sahen. Aus der Tiefe des Kessels herauf klirrten die vormarschierenden Panzer. Die Stadt Lamia kletterte eine Ziegenberge gleich mit ihren hellen Häusern den steilen Hang hinan. Hoch oben sahen wir auf einem offenen Balkon und feberten vor Ungeduld, ob wir die Engländer noch packen würden. Die Dämmerung kam rasch. Drüben an der Südseite des Kessels blühten die Sprengungen der Engländer, auf der neuen Thermopylenstraße über die Höhen weg, durch den Nebelschleier. Woher der junge Leutnant vom Rhein auf einmal die beiden Flaschen Rheinwein bekommen hatte, weiß ich nicht. Er stellte sie ungeküht auf den Tisch, wir hielten uns zum Kühlen auch gar nicht die Zeit genommen. Die Griechen harzen ihre Weine, um sie vor Görung zu schützen; wir bekommen diesen Geschmack bald über. Dies war nun ein reiner Wein. Wir hoben die Gläser, aber wir tranken nicht den Wein allein, wir tranken das Vaterland, wir tranken die Arbeit von Jahrhunderten, wir schmeckten die Blondheit, wir schmeckten die Frauen, die Kinder, die Wälder, die Wolken Schatten, in fremder Nacht in fremdem Lande spürten wir, was Heimat ist und wie süß das Vaterland sein kann. Wir tranken auf den kommenden Tag, wir sahen einander an, zu sagen war da nichts mehr.

Südlich von Athen war eine Umgehungsstraße zu erkunden. Wir kamen dabei in eine kleine Ortschaft, in der offenbar noch keine deutschen Soldaten gewesen waren. Mit der Sprache Homers und Herodots ging es nicht, aber abgesehen davon, daß hier auch etwas haperte. Also ein Görizter her! Fast in jeder griechischen Stadt gibt es einen Görizter, das ist ein ehemaliger Soldat jener im Weltkrieg auf unsere Seite übergetretenen griechischen Divisionen, die dort oben interniert worden waren und die der Stadt Görzitz und Deutschland ein gutes An-

## Und die Pfingstsonne schien über Rugavalla ...

Eine Erzählung aus dem nördlichen Finnland / Von Sicker Siganpää

Das Pfingstfest fiel spät in diesem Jahr. Aisi Tikunnen, der junge Finne, warf einen Blick auf den Kalender, der an der Bretterwand hing. Dieser Kalender war ihm in seiner Einsamkeit hier oben ein guter Freund geworden. Er strich mit dem Bleistift die Tage aus, die vergangen waren. Er hatte sie zu zählen begonnen, als er von Aino in Helsinki Abschied nahm. Er hatte keine Ahnung, wie lange der Krieg ihn hier oben festhalten würde, und wenn er die Tage zählte, so tat er es eigentlich nur aus Zeitvertreib. Aisi Tikunnen konnte keinen Frontdienst mehr tun, sein rechtes Bein lag irgendwo bei Viborg begraben, aber seine Augen und Ohren waren scharf, und deshalb hatte man ihn auf diesen Posten geschickt. Die riesigen Wald- und Heidegebiete von Rugavalla brauchten eine Brandwache. Aisi Tikunnen saß in einem der Holztürme, die man für die Wachtposten gebaut hatte. Er konnte kilometerweit über das Land blicken und keine auf-

stausen“ gesehen. Nun sollte er allein sein, wenn die Sonne über Rugavalla aufging ...

Tolk knurrte plötzlich, seine Nackenhaare sträubten sich, die dunklen Augen bekamen einen grünen Schimmer. Aisi Tikunnen sah den Hund an, dann streckte er langsam die Hand aus und schloß sie mit festem Griff um die Schnauze des Tieres. Es sollte eine Liebkosung sein, aber Tolk war heute nicht in Laune, vielleicht war er auch schon zu lange eingesperrt. „Komm, wir gehen hinaus, komm Tolk!“

Der Hund winselte und drängte zur Tür. Vorsichtig, das Holzbein nach sich ziehend, stieg Aisi die steile Leiter des Wachturmes hinab, nachdem er vorher seinen Rapport mit dem Radiosender abgeschickt hatte. Alle fünf Stunden gab er mit bestimmten Morszeichen seinen Bericht durch.

Die Erde duftete nach Frühling, wenn auch an einzelnen Stellen noch Fetzen der weißen Schneedecke des Winters lagen.

Kranken von irgendeiner einsamen Siedlung holen sollte. Das Flugzeug ging tief herab, umkreiste zweimal den Wachturm, dann wurde mit einem kleinen Fallschirm ein Päckchen abgeworfen und wenige Minuten später hatte der Himmel das Flugzeug wieder verschluckt. Der Fallschirm schwebte langsam herab, aber der Wind, der sich ganz plötzlich erhoben hatte, trieb ihn von dem Wachturm fort. In fieberhafter Spannung folgte Aisi ihm mit den Blicken. Wenn das Paket nur nicht dort drüben in dem sumpfigen Gebiet landete. Er mußte es holen, koste es, was es wolle. Nun sah er den weißen Fallschirm nicht mehr.

„Such, Tolk, such!“ ängte er mit heiserer Stimme. Er faßte den Hund am Halsband, die Dämmerung war hereingebrochen. Es mußte etwas sehr Wichtiges sein, das man ihm schickte, etwas Dringendes, das nicht warten konnte, bis einmal im Monat die Post zu ihm herauskam.

Vier Stunden waren schon vergangen,



Briefe zwischen Front und Heimat

PK-Zeichnung Krieger. Busch (Gr.)

steigende Rauchsäule entging seinem scharfen Auge.

Aisi Tikunnen hatte einen Kameraden, der seine Einsamkeit mit ihm teilte. Es war ein stummer Kamerad, ein Schäferhund, ein großes, kräftiges Tier, von dem die Leute erzählten, daß sein Vater ein Wolf gewesen war. Er hieß Tolk, und seine feuchtschimmernden dunklen Augen hingen unverwandt an seinem Herrn. Der Mann stand auf und nahm das Fernglas zur Hand. Da unten breitete sich Lapplands Landschaft wie ein erstarrtes graugrünes Meer zu seinen Füßen. Ganz in der Ferne konnte er den Kemilfö sehen, aber es war viele Kilometer bis dorthin, und wenn man nur ein gesundes Bein hat, dann unterläßt man solche Expeditionen. Das Fernglas wanderte den Horizont entlang - es war nichts Verriehtliches zu sehen, keine Rauchsäule! Das Steppenmoos und die niedrigen Büsche waren auch jetzt im Frühjahr so feucht, im Sommer, wenn die Sonne unbarmherzig niederbrannte, dann entstanden schneller die gefährlichen Brände.

Aisi blätterte wieder im Kalender. Morgen war Pfingsten, morgen konnte man, wenn man früh aufstand, nach allem finnischen Aberglauben „die Sonne tanzen sehen“. Ebe der Krieg sein Land überzog, war er jeden Pfingstmorgen mit Aino zum Meer gewandert und hatte die Pfingstsonne

Aber dicht daneben kam das junge Moos zum Vorschein, noch war es smaragdgrün, wenige Wochen später würde es in das undefinierbare Grau der Lapplandtundra übergehen. Winzige lilaschimmernde Blüten krochen am Boden entlang, die Blattknospen der krüppeligen Bäume hatten silbergraue Pelze, die Zwergkiefern zeigten die ersten grünen Spitzen. Aisi Tikunnen fühlte die Liebe zu diesem Land fast körperlich! Er nahm etwas von der feuchten Erde zwischen die Finger, sie roch gut und kräftig. Sein Land - seine Heimat! Er würde sie verteidigen bis zum letzten Blutstropfen. Er sah die endlosen Rentierherden vor sich, die in wenigen Wochen hier vorbeiziehen würden, er freute sich, den ersten roten Wollpuschel auf der sechskantigen Mütze eines Lappen zu sehen. Aber noch war alles einsam. ... Wieder knurrte Tolk, und jetzt hörte er es auch, ein schwaches Surren, Motorengeräusch! Irgendwo an dem unendlich scheinenden Himmel mußte ein Flugzeug auftauchen. Was wollte es hier in der Einsamkeit? Eine fieberhafte Erwartung packte ihn. Feind oder Freund? Er tastete nach dem Revolver. ... Wie eine Mücke, die im Sonnenlicht tanzt, sah das Flugzeug aus, jetzt war es schon so groß wie ein Vogel und nun erkannte er die finnischen Hoheitsabzeichen. Ein Ambulanzflieger, der wohl einen

nun war es finstere Nacht, aber Aisi hatte das abgeworfene Päckchen noch nicht gefunden. Er kam ja mit seinem einen Bein nur langsam vorwärts, er durfte das Halsband des Hundes nicht loslassen. Er fühlte, wie die Erde unter ihm weich und schwankend wurde, und da wußte er, daß er nun zum Rand des großen Sumpfes gekommen war. In der Dunkelheit weiterzugehen, wäre Selbstmord gewesen. Er setzte sich ins Moos, zog den Hund dicht an sich heran, damit sie sich gegenseitig wärmten, denn die Nächte waren noch bitterkalt. Und so erlebte Aisi Tikunnen, wie die Pfingstsonne über Rugavalla aufging. Er sah, wie sich der Himmel langsam rötete, wie aus der lilaschimmernden Dämmerung die ersten Bündel des Lichtes flackerten. Er sah, wie die Blumen ihre Kelche öffneten, wie die grauen Pelze der Knospen sich dem Licht entgegenreckten. Goldbraune Rypen, Lapplands Vögel, flatterten den ersten Strahlen der Sonne entgegen. ...

Tolk riß sich plötzlich los und jagte mit Belien in das Dickicht hinein. Er kam zurück und schlepte den kleinen Fallschirm mit dem Päckchen hinter sich her. Noch war die Sonne nicht völlig aus der Wolkenbank im Osten aufgetaucht, aber auch im Dämmerlicht erkannte Aisi Ainos Schriftzüge. Neben den Medikamenten, um die er in seinem letzten Rapport gebeten hatte, barg das Päckchen ein Bild Ainos. Das Bild eines finnischen Mädchens in der schlichten grauen Uniform der finnischen Lotten. Plötzlich stand der ganze Himmel in Flammen, die Sonne hatte gesiegt, die Pfingstsonne war über dem Rugavallagebiet aufgegangen! Und die Sonne - tanzte, sie hüpfte und sprang - oder war es nur das Herz dieses einsamen Mannes hier oben im Norden?

Aisi Tikunnen breitete die Arme aus, er reckte sein Gesicht der Sonne entgegen. Er fühlte nicht mehr die Einsamkeit, er fühlte sich verbunden mit seinem Land, seiner Heimat. Er trug das Bild seiner Geliebten mit sich zurück zum Wachturm, er trug das Bild seiner Heimat im Herzen - und die Pfingstsonne leuchtete und tanzte über Rugavalla. ...

### Ein Brief von Tiberius / Von Josef Robert Harrer

Musik und Lärm erfüllten die Straßen Roms, als Cäsar siegreich in die Stadt einzog. Cornelia aber, ein junges Mädchen, bockte im Garten des Hauses. Was da draußen vorging, hörte sie nicht; denn alle ihre Gedanken galten dem Brief, den sie in Händen hielt. Sie sah das Siegel, zwei Herzen von einem Blütenzweig verbunden, und dieses Siegel zeigte ihr, daß der Brief vom heißgeliebten Tiberius kam, der mit Cäsar ins Feld gezogen war und von dem sie mehr als ein halbes Jahr nichts mehr gehört hatte. Nun hielt sie seinen Brief in der Hand, sie drückte die kleinen, mit einem roten Faden zusammengebundenen Bretchen an die Brust; und ihr war, als höre sie aus dem Briefe die Worte des Geliebten. Wie laut und schnell ihr Herz schlug! Draußen tönten Tuben und stürmische Zurufe. Der Feind war geschlagen, Cäsar kehrte an der Spitze der siegreichen Truppen nach Rom zurück.

Cornelia aber dachte nur eines: Er ist auch gekommen, er, mein Tiberius, der schönsten, der Liebste, der einzige Mensch auf der Welt! Und hier halte ich seinen Brief! Immer wieder küßte sie den Brief, und immer wieder drückte sie ihn an die Brust. Da kam ihre Schwester: sie schüttelte den Kopf. „Cornelia, du hast dir nicht den Triumphzug angesehen? Was ist dir nur? Deine Augen blicken verklärt, deine Wangen glühen!“

„Ach, Metella, er hat mir geschrieben!“

„Und was schreibt er? Wohl etwas Wunderbares!“

„Ach, Metella, Tiberius schreibt nur herrliche Liebesbriefe! ... Jetzt aber wirst du mich auslachen: Ich habe den Brief noch gar nicht gelesen!“

„Nicht gelesen? Du bist ein Kind, Cornelia! Und du freust dich, ohne zu wissen, was er geschrieben hat!“

„So freue ich mich zweimal, Jetzt, da nur mein Gefühl den Inhalt des Briefes kennt! Und wenn ich den Brief lese, wird meine zweite Freude noch größer sein ... Ach, wie lange ist es her, daß mir Tiberius nicht geschrieben hat! Sieh nur sein Siegel! Zwei Herzen, seines und meines! Und beide Herzen von einem Blütenzweig verbunden, den Blüten der ewigen Liebe.“

Wieder drückte sie den Brief an die Brust. Metella lächelte. „Meine Liebe, verträumte schwärmerische Schwesster! Aber willst du den Brief nicht doch endlich lesen? Sonst kommt Tiberius früher ins Haus und kränkt sich, wenn er den Brief ungeöffnet sieht.“

Cornelia nickte; wie aus einem Traum fuhr sie auf. Dann trat sie vor den Hausaltar und durchschnitt feierlich die rote Schnur. Sie nahm die zwei Bretchen auseinander und stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Metella stürzte hinzu.

„Was ist dir, Schwester? Schreib Tiberius keine guten Worte!“

„Nichts, gar nichts schreibt er! Er schickt mir einen leeren Brief. Er hat kein einziges Wort in das Wachs eingeritzt. Oh, Götter, er liebt mich nicht mehr, er verhöhnt mich! Er durchschneidet mein Herz! Oh, Metella, ein leerer Brief! Ich bin die Unglücklichste auf der Welt!“

Sie weinte, Metella versuchte die Schwe-

### Krieger und Künstler

Kulturarbeit im Kriege

In manchen deutschen Landschaften pflegt man zu Pfingsten die Brunnen zu besänftigen. Um Brunnen und Quellen sind Sang und Sage aus dem deutschen Mythos gewoben. Lied und Dichtung, wie denn der Brunnen selbst Sinnbild jener geistigen Kraft ist, die mitten im Kriege aus dem kulturellen Leben der Nation wie aus unzerstörbaren Quellen wellt. In diesem Sinne geben wir dem Leiter des Hauptkulturamtes, Karl Cetz, das Wort zu seiner Antwort auf die Frage: „Dient Kulturarbeit dem Sieg?“

Es mag manchem auffällig erscheinen, in einer Zeit, in der Führung und Volk mit heißer Leidenschaft sich für den totalen Krieg entschieden haben, über Kunst und Kultur zu sprechen. Schließt die Konzentration aller Kräfte nicht jede Betätigung aus, die nicht unmittelbar dem Ziel dieses entscheidenden Ringens, dem Siege dient? Dennoch sprechen wir von Kunst im Kriege, denn wir wissen, daß es unseren Gegnern in diesem Weltkampf nicht nur um physische und materielle Erfolge geht und daß sie nicht nur physische und materielle Kräfte gegen uns zum Einsatz bringen, nein, sie wollen das deutsche Volk vor allen Dingen seelisch niederzwingen.

Inwieweit dient nun die Kulturarbeit wirklich dem Siege? Ist sie nicht nur eine schöne Ausschmückung und Liebhaberei in ruhigen Zeiten? Genügt nicht eine geistig-politische Aufklärung?

Diese Fragen sind mit der Gegenfrage zu beantworten: „Würde unser Volk ohne seelische Widerstandskraft diesen Krieg gewinnen?“ Nein, so wenig wie der Bolschewismus durch die Überlegenheit seiner materiellen Kraft, dieses Ringens entscheiden die Kräfte des Aufbaues, d. h. die Kräfte des Blutes und der Rasse. Die Geschichte würde ihren Sinn verlieren, würde sich das Schicksal gegen uns entscheiden. Wir glauben an den Sieg, weil wir wissen, daß ein Deutschland, in dem sich innere Stärke mit äußerster Kraft verbindet, auch den brutalsten Gegner niederzwingen w. l.

In diesem Sinne vereinen sich unsere kulturellen Kräfte mit unseren militärischen, sie erhalten das Höchste, was wir besitzen und gestalten, das Ewige, was sein wird: unsere deutsche Kultur. Reichsleiter von Schirach gab diesem Gedanken in einer Rede vor der Akademie der bildenden Künste in Wien in dichterischer Form Ausdruck, indem er sagte: „Krieger und Künstler sind Bürger der Ewigkeit.“

In dieser Arbeit begleiten uns die Wünsche und Gedanken aller großen Deutschen, deren Auftrag es immer war und immer sein wird, den deutschen Menschen über den Alltag hinweg an die Ewigkeit seines Volkes zu mahnen. Mit am deutlichsten sagt es uns Paul Ernst: „Die künstlerische Darstellung hat die Eigentümlichkeit, daß sie sich dem Geiste der Menschen tief einprägt als der größte Teil der Wirklichkeit; dadurch kommt es, daß ein Großteil der Vorstellungen, welche die Menschen haben, irgendwie aus der Kunst stammt. Jede Vorstellung aber, welche aus der Kunst stammt, ist klarer, richtiger und im höheren Sinn vernünftiger, als entsprechend der Vorstellung der Wirklichkeit.“

Wie Reichsminister Dr. Goebbels immer wieder hervorhebt, wird die Partei und Staatsführung nichts unterlassen, die seelischen und geistigen Kräfte unseres Volkes zu stärken. Der erhöhte Einsatz der Menschen an der Front und in der Heimat ruft ein größeres Bedürfnis nach innerer Stärkung nach. Diese zu verwehren oder nur leichtfertig zu verabsäumen, hieße ebenso den Kampf sabotieren, wie jeder lähmende Eingriff in die Wirtschaft und Rüstung. Der deutsche Mensch ist kein Maschinenmensch! Seine Arbeit und sein Kampf werden um so erfolgreicher sein, je mehr ihm bewußt, um was es geht und je stärker sein Glaube an die Unsterblichkeit unseres Volkes ist.

Es ist selbstverständlich, daß Kulturarbeit jetzt nicht die Formen und das Ausmaß der Friedenszeit haben kann. Man kann sie vergleichen mit der Arbeit eines Gärtners, der jetzt auch statt schöner Rasenflächen und Blumenbeete Gemüse und Kartoffeln, also Naturpflanzen anbaut. Sie unterliegen ebenso dem Gesetz des Wachstums, nur sind sie im Hinblick auf die Kriegslage zweckbestimmter und nützlicher. Wir werden daher, um von diesem Vergleich auszugehen, auf kulturellem Gebiet alles unterlassen, was nicht als eine Notwendigkeit dieses Krieges angesehen werden kann. Es geht um das seelische Erlebnis. Der Krieg scheidet auch hier die Geister, und das ist gut. So lange genügt tummelten sich auf kulturellem Gebiet Menschen, denen es nur um etliche Ziele ging. Was die Besten unseres Volkes mit ihrem Herzblut gestaltet, dürfen nicht Unberufene mit bösem Willen stören.

Auch hier wird die zunehmende Härte unseres Kampfes läuternde Wirkung haben. Der Frontsoldat hat kein Verständnis für das Unechte. Sein Maßstab zwingt in die Grenzen des natürlichen Empfindens und Ausdrucks. Die beste Musik, das echteste Lied, die wahrste Dichtung und die erhabenste Bild- und Baukunst sollen die seelische Speise unseres Volkes sein. Nicht einen Augenblick soll das Volk vergessen, daß solche Werte den höchsten Einsatz lohnen. Das ist wahre Kulturarbeit im Kriege! Karl Cetz.

ster zu trösten. Sie nahm die zwei Bretchen, sah sie genau an und rief plötzlich laut lachend: „Cornelia, es ist kein Wunder, wenn du kein einziges Wort in das Wachs geritzt hast. Du hast die dünnen Holzbretchen zu lange an deine Brust gedrückt! So ist das Wachs an deinem heißen Herzen geschmolzen. Es wird doch besser sein, wenn Tiberius in Zukunft seine Briefe an dich auf Pergament schreibt ... Ach, aber dann fängt das Pergament an deinem Herzen Feuer! Es muß doch einen Ausweg geben, damit ihr ...“

„Nicht mehr nötig!“ rief eine Männerstimme. „Jetzt bin ich da. Und jetzt wird geheiratet, und dann brauchen wir keine Briefe mehr!“

„Tiberius!“ rief Cornelia. „Da bist du! Und nun sag mir, was du geschrieben hast; denn dein Brief ...“

„Ich habe alles gebüht!“ erwiderte dieser lachend. Und er wiederholte seinen Brief, Satz für Satz, Wort für Wort, von Kössen unterbrochen.



chseinheitlich

Man denkt manchmal an einen Nordländer wie Knut Hamsun, wenn man diesen Wien-Film sieht. Das liegt an der Art, mit der die Spielleitung Gustav Ucickys die innere Gedanklichkeit in den äußeren Vorgehen sichtbar macht, diese fast wortkargen Regungen einer Frau, die als verarmte Offiziersgattin und um ihrer kranken Schwester willen einen aus einfachsten Verhältnissen zum Fabrikanten aufgestiegenen, ungeliebten Mann heiratete und angesichts seines Verfalls in einen Herzenskonflikt gerät, weil sie einen Offizier kennenlernt, der in seiner ganzen, etwas schwermütigen Veranlagung ihrer eigenen Natur sehr verwandt scheint. Aber gerade zu diesem Zeitpunkt hat sie Gelegenheit, die verdeckte Gutmütigkeit und Güte ihres Mannes kennenzulernen. Er rettet ihre auf den Tod erkrankte, vom Leben enttäuschte Schwester, die im Pariser Bohème-Viertel schon hoffnungslos darniederlag. Diese Erkenntnis löst die späte Liebe zum eigenen Manne aus.

Unverkennbar ist bei der Verfilmung dieses von Gerhard Menzel geschriebenen Filmbuches die intime, private, ja eigentlich wissenschaftliche Atmosphäre, die das Stille, unmerklich fast Geschehene auch mit leisen Schatten einer gemäßigten Empfindsamkeit behaucht. Im engen Kreise wenden sich die Gespräche von Mensch zu Mensch. Lichter werden entzündet, kleine Dinge geben oft die Stimmung der altwiesenerischen Umgebung. Die Zeit der achtziger Jahre rückt im Bildhaften sehr nahe. Manchmal erscheinen die psychologischen Unterscheidungen, seelisch ausgesprochenen Gespräche mehr der Bühne als dem Film verwandt; die heftige Bewegung erscheint nur im Wesen des Mannes, des Fabrikanten Polzer, dem Attila Hörbiger eine sehr eindringliche Lebensnähe gewinnt. Eindrucksvoll durch ihre Sparsamkeit und Schlichtheit, wie immer, gestaltet Paula Wessely die Erscheinung der Frau. Ungewöhnlich packend ist die Darstellung der „Gewalttat“, die Polzer unternimmt, um die todkranken Schwester seiner Frau zu retten. Inge List verkörpert die sensible, leicht zerstörbare Natur dieses Mädchens. Sympathisch, wiesenerischen Umris haben die Handgestalten Fred Liewehrs und der Klara Maria Skala. Alles in allem: ein Film menschlichen intimen Erlebens.

Dr. Oskar Wessely

Bergheimat im Lichtbild

Rudolf im Volkbildungswerk Mannheim

Die Ausbeute des Bergsteigers auf Bergfahrten im Allgäu, im Wettersteingebiet, im Loisachtal, um die Zugspitze, im Berchtesgadener Land und im Salzkammergut bis hoch zum Dachstein hinauf ergaben Farbaufnahmen, die bereit von der Schönheit der deutschen Alpenwelt kündeten. Bergsteigen ist Forschen, Entdecken und Kämpfen. Wetterharte Entschlossenheit fürchte wohl die Züge unserer berühmtesten Bergsteiger, bis Gipfel um Gipfel

ihnen alle Geheimnisse preisgegeben hatten. Daß im rechten Bergsteiger echte Freude an der Natur lebt, zeigten die Bilder von Wilhelm Rudolf. Ihm begegnet die Natur in der Majestät der schnee- und eisgepanzten Berge, aber das Blühen des Edelweiss am schroffen Felsenrath, das Murmeltier im engsten Felsspalz, der blühende Kirschaum im Tal, der ihm nach einer kurzen Abfahrt aus winterlicher Höhe den Frühling kündigt, sie alle offenbaren ihm Größe im Kleinen, nichts bleibt ohne Eindruck auf ihn. So nimmt er mit seiner Kamera die Bilder mit, die Erlebnis einmaliger Art zwar nicht festhalten können, aber immerhin davon zu sprechen vermögen: Farbaufnahmen von überraschender Naturtreue, von bildkünstlerischer Gediegenheit gaben dem Vortrag Rudolfs eine sichtlich klare Unterlage. Man folgte seiner Führung und lernte Land und Leute kennen. Es ging in die eisigen Gefilde der Gletscher hinauf, über Alpenmatten, Klammern, Staubbäche. Wahre Schlaradieste ließen den „Zünftigen“ das Wasser im Munde zusammenlaufen, Einstiege angesellter Bergsteiger erinnerten an Stunden voll des Wagemuts und der Siegesversichert, immer aber spürte man sich umgeben von der Gewalt und Schönheit der Bergheimat, und immer ging vom Bild diese eine Wirkung aus: das Lob der Heimat, welche das Bild besang, erweckte Liebe zu so schöner Heimat.

Otto Schlick

DAS RUNDFUNK-PROGRAMM

Sonntag Reichsprogramm: 10.10 bis 11 Uhr: Vom großen Vaterland „Hammer und Amboss“, eine Sendung von W. Köntzer; 12 bis 12.30 Uhr: Lieder zum Mitsingen; 12.40 bis 14 Uhr: Das deutsche Volkslied; 14.15 bis 15 Uhr: „Reincke Fuchs“, Märchenspiel; 15 bis 16 Uhr: Unterhaltungskompositionen im Waffenzirkel; 16 bis 18 Uhr: Feldpost-Rundfunk; 18 bis 19 Uhr: Richard Strauss dirigiert seine „Sinfonia Domestica“; 20.15 bis 22 Uhr: Unterhaltungskonzert, Deutschlandsende; 8 bis 8.30 Uhr: Orgelkonzert; 8.30 bis 9 Uhr: Jugendmusik zum Pflanztag; 9 bis 10 Uhr: Unser Schatzkästlein; 10.10 bis 11 Uhr: Heimatkilge aus dem Süddeutschen; 11.30 bis 12.30 Uhr: Solistenmusik; 18 bis 19 Uhr: Unterhaltliche Weisen; 20.15 bis 21 Uhr: Richard-Strauss-Liedesendung zum 70. Geburtstag; 21 bis 22 Uhr: Opernkonzert.

Familienanzeigen

Sylvia. Die glückliche Geburt ihres ersten Kindes zeugen an: Lilo Wechsler, geb. Stöbel (z. Z. St.-Hedwig-Klinik), Albert Wechsler (z. Z. l. Osten), Mannheim (Niederfeldstr. 23), den 11. Juni 1943.

Geheimnis um Mario

Brigitte Wurling sah kaum von ihrem Teiler auf. „Ja, es ist heute schon...“, erwiderte sie, nur um etwas zu sagen. Sie machte einen müden, übernächtigen Eindruck. Ihrem Antlitz war in den letzten Wochen die Frische verloren gegangen; um die Lippen hatte Brigitte jetzt einen schmerzlichen, bitteren Zug. Mit besorgter Miene betrachtete Wurling seine Tochter. „Schlecht geschlafen?“ fragte er dann und legte seine Hand auf ihre. Brigitte machte eine resignierte Geste. „Wie immer...“ „Du mußt nun endlich Vernunft annehmen, Brigitte!“ sagte Wurling darauf mit leisem Vorwurf. „Wohin soll es führen, wenn du dich weiterhin so grimmst und absorgst? Ich verstehe ja vollkommen, daß es für dich ein sehr schmerzlicher Gedanke ist, Walter Münch in Untersuchungshaft zu wissen, mit der arme Kerl leid... wenn Münch aber unschuldig ist, wird er über kurz oder lang wieder freikommen!“ Brigitte fuhr auf. „Walter ist unschuldig!“ „Davon bin ich überzeugt, Liebes Kind!“ Er beugte sich zu Brigitte hinüber und hob ihr zärtlich den Kopf in die Höhe. „Nun mache aber ein frohes Gesicht! Zu einem so schönen Tag paßt deine Trauermiene nicht!“ In Brigitte lehnte sich etwas gegen die Worte ihres Vaters auf. Immer war er in glänzender Laune, immer wollte er frohe, sorglose Menschen um sich haben. Wenn er ahnte, wie es in ihr aussah... „Meine Stimmung ist leider nicht nur vom Wetter abhängig, Papa!“ entgegnete sie bitter. „Man darf aber auch nicht übertreiben! Ich glaube kaum, daß es Herrn Münch recht wäre, wenn er wüßte, wie du dich seinetwegen grämst!“ Brigitte antwortete nichts darauf. Ein kurzes Schweigen entstand. Dr. Wurling griff nach den Zigaretten. „Rausch du?“ fragte er seine Tochter. „Nein, danke!“ Er ründete sich eine Zigarette an und begann, um Brigitte auf andere Gedanken zu bringen, ihr einige Neuigkeiten aus den Morgenzeitungen, die er bereits gelesen hatte, zu berichten. Aber Brigitte saß mit abwesender Miene da; sie schien kaum zu hören, was Wurling sprach. Seit langem schon war das gute, herzliche Verhältnis, das sie früher mit ihrem Vater verbunden hatte, gewichen. Sie hatte sich bemüht, ihn die Entfremdung, die zwischen ihr und ihm eingetreten war, nicht merken zu lassen; er sollte denken, daß alles sei wie vorher, ahnungslos sollte er bleiben... Aber jetzt übermannte sie manchmal ein feindseliges Empfinden gegen ihren Vater; wenn sie an Walter Münch dachte, der schuldlos im Gefängnis saß, lehnte sich alles in ihr gegen den Mann auf, der lächelnd, mit heiterer Miene, sein Leben genoss.

Er legte den Arm um ihre Schulter.

„Warum so kleinmütig? Ich bin überzeugt...“ Wurling unterbrach seine Rede. Sie befanden sich in der Nähe des Hauses. Soeben war auf der Straße ein Mietauto vorgefahren, ein jüngerer, mit etwas fadenscheiniger Eleganz gekleideter Herr hatte den Wagen verlassen und den Vorgarten betreten. Nun näherte er sich, während er einige Male verstohlen zurückblickte, dem Hauseingang. „Einen Augenblick!“ sagte Wurling zu seiner Tochter, die stehengeblieben war. „Rasch ging er auf den Fremden zu. Die schlecht verhehlte Erregung, die ihren Vater beim Anblick des Besuchers erfaßt hatte, war Brigitte nicht entgangen. Mit jäh geschärften Sinnen beobachtete sie nun, was sich vor ihr abspielte. Der fremde Herr, der jetzt erst ihren Vater bemerkte, zog mit einer devoten Geste den Hut. „Was fällt Ihnen ein, hierher zu kommen?“ hörte Brigitte ihren Vater in scharfem, schneidendem Ton zu dem andern sagen. Dieser sprach darauf leise, hastig auf Wurling ein, während er abermals ängstlich zur Straße zurückblickte, als fürchte er, von jemand hier gesehen zu werden. Seine Worte hatten eine ungeheure Wirkung auf Dr. Wurling; er wurde todesblau, mit verstörter Miene schaute er den Fremden an. „Dann verschwand er, ohne sich um Brigitte zu kümmern, mit dem Manne im Haus. Wie angewurzelt verbarste Brigitte an derselben Stelle. In blitzschneller Erkenntnis durchschaute sie plötzlich, was soeben geschehen war... und was jetzt geschehen würde. Ein Schauer lief ihr durch den Körper. Das Unheil, das sie schon lange wie ein drohendes Gespenst gefürchtet hatte, würde seinen Lauf nehmen... Als graue ihr davor, das Haus zu betreten, ging sie draußen rubelohes hin und her. Nach einer Weile tauchte der Fremde wieder auf; er schritt rasch auf das Auto das gewartet hatte, zu und fuhr hinweg. Langsam, als hingen schwere Gewichte an ihren Beinen, stieg Brigitte später die Treppe zum ersten Stock hinauf. Aus dem Arbeitszimmer ihres Vaters kam seine laute Stimme. Er schien zu telefonieren. „Kommi Brüseln noch immer nicht, Fräulein!“ hörte Brigitte ihn mit aufgeregter Stimme in den Telefonapparat rufen. Gleich darauf öffnete er die Türe zum Gang. „Gut, daß du gerade kommst, Brigittel! Bitte, sage dem Chauffeur, er soll unverzüglich den Wagen bringen! Ich muß sofort wegfahren!“ Brigitte meinte, einen fremden Menschen vor sich zu sehen. Das Lächeln, die überlegene Sicherheit, die Wurling stets zur Schau getragen hatte, war verschwunden. Ein gehetzter, angstverzerrter Ausdruck war jetzt in seinen bleichen Zügen. „Ich werde es bestellen, Papa!“ (Roman-Fortsetzung folgt)

MARCHIVUM

